

Unverkäufliche
Leseprobe

ANNE KRÜGER



ALLEE *des*
KOSMONAUTEN

script 5

Anne Krüger

ALLEE *del* 
KOSMONAUTEN

Roman

script 5



ISBN 978-3-8390-0172-1

1. Auflage 2015

© 2015 script5

script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Songzitat: **YURI G**

Musik & Text: Polly Harvey

© Hot Head Music Ltd.

Mit freundlicher Genehmigung der EMI Music Publishing Germany GmbH

Umschlag- und Kapitelillustration: Herr Pfeffer

Umschlaggestaltung: Franziska Trotzer

Redaktion: Ruth Nikolay

Printed in Germany

www.script5.de

Yeah I wish I was Yuri G
PJ Harvey: YURI G

PROLOG



Der von Oma geliebene Trabant zuckelt voll beladen die Straßen entlang, die vom Prenzlauer Berg wegführen. Mein Vater sitzt hinter dem Lenkrad, meine Mutter auf dem Beifahrersitz. Hinten quetschen meine Schwester Teresa, mein Bruder Benjamin und ich unsere Beine aneinander und albern herum. Das heißt, meine Geschwister ärgern mich, weil ich die Kleinste bin und mich nicht so gut wehren kann.

»Ruhe, Kinder«, sagt meine Mutter und dreht den Kopf, um uns einen halb strengen, halb gütigen Blick zuzuwerfen.

»Mathilda hat mich gehauen«, behauptet Teresa.

Mein Vater tritt auf die Bremse.

Wir schweigen erschrocken, weil wir denken, er wird uns eine Standpauke halten. Von wegen Ruhe im Auto und so. Aber er hat aus einem anderen Grund gehalten.

»Wir sind da«, sagt er.

»Wo denn?«, fragt Benjamin.

Mein Vater streckt den Arm aus und weist mit dem Zeigefinger auf frisch hochgezogene Häuser.

»Das ist sie«, sagt er und holt Luft, »die Allee der Kosmonauten.«

Wir recken die Hälsen, um besser sehen zu können. Es bietet sich uns nicht gerade ein erhabener Anblick. Die Häuser sehen zwar nicht schlecht aus, aber lässt man den Blick umherschweifen, dann sehen wir Felder, Schlamm, Baustellen. Kein Grün, nirgends.

Doch im Gegensatz zur heruntergekommenen Wohnung im Prenz-

lauer Berg, die nur über ein eiskaltes Außenklo verfügt hat, werden wir jetzt ein ordentliches Badezimmer haben.

Außerdem gefällt mir der Name der Straße. Er klingt wie ein wunderschönes Versprechen. Obwohl ich erst vier Jahre alt bin, kann ich doch schon flüssig den Namen des Mannes aussprechen, der einige Jahre zuvor als erster Mensch ins All geflogen ist. Juri Gagarin.

»Ich wäre lieber in meiner Klasse geblieben«, sagt Teresa.

»Teresa, das haben wir dir doch schon erklärt«, erwidert meine Mutter sanft.

»Sind wir jetzt auch Kosmonauten?«, frage ich.



Die Kuppeln der Abhöranlage ragten wie Riesenzpilze oder Raumschiffe in den strahlend blauen Himmel hinein. Relikte einer vergangenen Zeit.

Magnus biss in einen Schokoriegel und reichte ihn dann mir.

»Danke.« Ich streichelte über sein sommersprossiges, schmales Gesicht und lehnte mich an ihn.

Direkt neben uns versuchten Leute bei fast völliger Windstille einen Drachen steigen zu lassen. Wir sahen ihnen dabei zu, wie sie es unermüdlich immer wieder probierten.

Ich nahm die Wasserflasche aus dem Rucksack.

»Ganz schön heiß heute«, bemerkte ich.

Magnus nickte. Er gähnte und ließ sich nach hinten ins platt getretene Gras fallen.

»Früher bin ich oft hier gewesen«, sagte er.

»Ich weiß.«

»Bei gutem Wetter sieht man die ganze Stadt.«

Ich ließ meinen Blick über das beeindruckende Panorama schweifen und erkannte mit zusammengekniffenen Augen den Fernsehturm.

Das Wasser aus der Flasche schmeckte brackig. Ich spuckte es aus und ließ mich neben Magnus fallen.

»Wir können jetzt öfter hierherkommen«, schlug ich vor.

Magnus schloss die Augen, ohne zu antworten. Ich kitzelte ihn mit einem Grashalm an der Lippe und er zuckte ärgerlich zusammen.

In den letzten drei Jahren hatten wir uns nur selten gesehen, denn

Magnus lebte im Ausland. Letztes Jahr war er von London nach Barcelona umgezogen. Ich hatte ihn besucht, in London, in Barcelona, und auch er war ein paarmal bei mir gewesen. Magnus war ständig in irgendwelche Kunstprojekte verstrickt, die schlecht bezahlt wurden, aber viel Spaß machten. Seine Eltern überwiesen ihm jeden Monat ein ordentliches Sümmchen und ich beneidete ihn darum.

»Was hältst du davon?«, griff ich meinen Vorschlag wieder auf. »Wir kommen jeden Sonntag hierher. So als Tradition.«

Magnus murmelte etwas, das ich nicht verstand.

Ich biss in den warmen Schokoriegel und starrte in den Himmel. So lange hatte ich auf diesen Tag gewartet. Auf den Tag, an dem Magnus endlich wieder in die Stadt ziehen würde, aus der er kam, und wir zusammen sein konnten, ohne in ein Flugzeug steigen zu müssen.

Ich drehte den Kopf zur Seite und schaute ihn an. Hinter seinen geschlossenen Lidern zuckte es. Woran dachte er?

An seiner Schläfe hing ein Schweißtropfen. Es war wirklich verdammt heiß heute.

Gestern hatte ich Magnus am Flughafen abgeholt und mir das Auto von Nina, meiner besten Freundin, geliehen. Ich wollte mit Magnus eine Ehrenrunde durch die Stadt drehen, ihn gebührend willkommen heißen. Aber dann war Magnus müde gewesen und hatte nichts von zusätzlichen Schlenkern wissen wollen. Beinahe schweigend hatte ich Ninas burgunderfarbene Kiste zu mir nach Hause gelenkt.

Heute Mittag, Magnus schlief wie üblich bis spät in den Tag hinein, hatte ich den Vorschlag gemacht, auf dem Teufelsberg zu picknicken. Ich wusste, dass Magnus den Teufelsberg liebte. Zwar hatten wir dann bloß Schokoriegel und Wasser eingepackt, aber die Sonne schien und wir hatten ja uns.

»Schade, dass du Nina das Auto zurückgebracht hast«, murmelte Magnus schläfrig.

»Wieso?«

»Ich will meine Sachen zu meiner Cousine schaffen.«

Ruckartig setzte ich mich auf. »Was meinst du damit? Du wohnst doch bei mir.«

Magnus schlug die Augen auf. »Mathilda, so war es doch besprochen. Ich bleibe erst mal bei meiner Cousine und dann schauen wir weiter. Wir können uns ja trotzdem sehen.«

»Das haben wir überhaupt nicht besprochen«, protestierte ich.

Angst griff nach meinem Herzen.

»Und überhaupt, was sagt denn die Häsin dazu?«, fragte ich. »Die haben doch ein Baby und gar keinen Platz für dich. Ich aber. Ich habe Platz für dich.«

Magnus fasste sanft nach meiner Schulter. »Mathilda. Lass es uns doch langsam angehen, okay?«

»Langsam?«, fauchte ich. »Wir sind seit drei Jahren zusammen!«

Magnus' Hand fiel von meiner Schulter herab. »Jetzt sei nicht gleich sauer. Ich habe nie gesagt, dass ich zu dir ziehe.«

Ich wollte ihm widersprechen, unbedingt. Doch so sehr ich auch meine Erinnerungen durchforstete, Magnus hatte recht. Er hatte mir tatsächlich nie ein solches Versprechen gegeben.

Eisiges Entsetzen durchfuhr mich.

Hatte ich mir diese Liebe nur eingebildet?

Hatte ich Jahre damit vertan, etwas aufzubauen, was nun, wie die Abhöranlagen in meinem Blickfeld, einfach zerfiel?

Ich war immer davon ausgegangen, dass Magnus dasselbe wollte wie ich. Eine gemeinsame Zukunft. Immer hatte ich geglaubt, nur noch ein bisschen durchhalten zu müssen. Irgendwann würde er genug haben vom Ausland und heimkehren. Und dann wäre alles gut.

»Außerdem habe ich ein Angebot bekommen. Für Buenos Aires. Ein multimediales Theaterprojekt.«

Ich traute meinen Ohren nicht. »Du hast *was*?«

Magnus sah mich an. Ich wurde nicht schlau aus seinem Blick. Trauer erkannte ich, aber auch etwas Fremdes, das gefährlich glitzerte.

»Aber erst in ein paar Wochen. Das ist noch lange hin. Außerdem ist es nicht sicher. Wahrscheinlich klappt es gar nicht.«

Ich rang nach Atem.

Wie viele böse Überraschungen konnte eine einzige Stunde bereithalten?

»Du hast doch aber gesagt, du suchst dir hier etwas«, piepste ich kläglich.

»Ich habe gesagt, *vielleicht* suche ich mir hier etwas«, verbesserte mich Magnus.

Ich war am Ende.

Vielleicht?

Ja, das hatte er wohl gesagt.

Magnus war der König des Reiches Vielleicht. Er war Staatsratsvorsitzender und Topmanager von mal sehen und eventuell.

Unruhig steckte ich die Hand in die Rocktasche. Natürlich waren keine Zigaretten darin. Ich hatte das Rauchen vor Jahren aufgegeben.

»Nun guck nicht so biestig«, verlangte Magnus.

Als ich ihn anstarrte, entdeckte ich einen Schokoladenrest an seinem Mund. Ich sagte nichts.

»Wir haben uns sonst auch nur alle paar Monate gesehen, Mathilda.«

Ich dachte daran, dass ich gestern den ganzen Tag lang geputzt und aufgeräumt hatte. Dass ich mir die Haare frisch gefärbt und mich besonders hübsch gekleidet hatte.

Wozu?

Die Leute mit dem Drachen fingen an zusammenzupacken. Sie hatten aufgegeben. Sie waren realistisch. Von ihnen konnte ich etwas lernen.

»Man muss das genießen, was ist«, sagte Magnus.

Er klang nicht überzeugt.

»Es war doch irgendwie klar, dass das mit uns nicht für immer so weitergeht, Mathilda.«

»Aber wir lieben uns«, flüsterte ich.

Ich musste daran denken, wie ich Magnus zum ersten Mal gesehen hatte, auf einer Party seiner Cousine, der Häsin. Sie war die Frau meines ältesten Freundes aus der Schulzeit, den wir schon als Kind immer nur Hase genannt hatten.

Magnus war mir sofort aufgefallen, obwohl er eigentlich kein schöner Mann war. Aber er hatte das gewisse Etwas. Einen Hauch von Unberechenbarkeit, von Unantastbarkeit. Er war einer dieser Typen, die nicht blendend aussehen, aber sehr aufregend sind. Ein Mann, bei dem der Bauch zu kribbeln beginnt.

»Liebe wird überbewertet«, konstatierte Magnus säuerlich. Er zog die Sonnenbrille aus seiner Hemdtasche und schob sie auf die Nase.

Mein Handy brummte.

Ich fischte es aus der Handtasche und starrte mit verschleiertem Blick auf die SMS, die mir Tatjana geschickt hatte.

Lust auf Party im SO36?

Ich steckte das Handy zurück in die Tasche. Der morgige Tag wartete hinter einem Dunstschleier verborgen, den ich nicht einmal mit einer Spezialbrille hätte durchdringen können. Ich versuchte immer noch, den Schock zu bewältigen, unter dem ich stand.

Es war doch die Ferne, die Leute auseinanderbrachte. Nicht die Nähe. Nicht die Tatsache, sich endlich ungehindert in den Armen liegen zu können.

Mir fiel der Urlaub ein, den ich mit meinen Freunden geplant hatte. Dieses Mal hätte Magnus mitkommen sollen.

Die Enttäuschung hielt mein Herz im Klammergriff.

Wieso bereitete einen niemand auf solche Schläge vor?

In der Schule hatte ich Schreiben, Rechnen und Bockspringen gelernt, aber nicht das, worauf es ankam. Wie man sein Leben meisterte. Wie man glücklich war.

Magnus sprang auf die Füße. »Komm«, sagte er, »gehen wir zurück. Ich habe Hunger.«

Von hier oben bis zum nächsten anständigen Restaurant war es ein ordentlicher Fußmarsch. Er würde sich ein Weilchen gedulden müssen, aber das wusste er natürlich. Magnus kannte den Grunewald in- und auswendig.

»Los, komm.« Er beugte sich zu mir.

Ich dachte, er würde mich streicheln, aber stattdessen griff er bloß nach dem halb aufgegessenen, klebrigen Schokoriegel im Gras. Weil Magnus die Sonnenbrille trug, konnte ich seinen Blick nicht entschlüsseln.

Wie stellte er sich den weiteren Tag denn vor?

Wollte er jetzt tatsächlich einfach, als sei nichts gewesen, etwas essen gehen?

Ich blieb sitzen.

»Mathilda.« Magnus schnippte mit den Fingern. »Hast du keinen Hunger?«

Ich zuckte mit den Schultern, aber schließlich trottete ich ihm hinterher.

Als wir den Berg herunterkletterten, knickte ich um.

»Scheiße!«

»Was ist?« Magnus drehte sich zu mir um und hielt sich an einem Grasbüschel fest.

Ich zeigte auf meinen Fuß. »Umgeknickt«, erklärte ich.

»Mist. Kannst du allein laufen?«

Ich versuchte es. »Nein.«

»Also gut. Stütz dich auf mich.« Er fasste mich unter.

»Es tut weh«, sagte ich.

Irgendwie schafften wir es bis in die Ebene.

Magnus hockte sich hin und tastete meinen Fuß ab.

»Na prima«, erklärte er schließlich, »entweder gebrochen oder verstaucht.«

»Bestimmt nur verstaucht«, erwiderte ich.

»Verstaucht ist schlimmer«, meinte Magnus.

Er ließ mein Bein los und richtete sich auf. Dann machte er ein paar Schritte.

Ich hatte Angst, er würde mich einfach sitzen lassen.

Magnus drehte sein Gesicht wieder zu mir. »Denkst du, du schaffst es bis zur S-Bahn?«

Ich nickte zögernd. »Aber du musst mir helfen.« Die Tränen versperrten mir die Sicht.

Magnus schnaubte wie ein Pferd. »Natürlich helfe ich dir. Spinnst du?«

In der Rettungsstelle mussten wir mehrere Stunden warten. Magnus holte sich ein Hotdog in der Cafeteria. Ich hatte noch immer keinen Hunger, ließ mich aber zu einem Kakao überreden, den Magnus an einem Automaten zog. Als sich endlich ein Arzt mit meinem Fuß beschäftigte, versagten meine Nerven den Dienst. Ich fing an zu weinen und konnte mich nicht beruhigen. Es war alles zu viel. Sie beschlossen, mich übers Wochenende dazubehalten.

»Aber du hast morgen Geburtstag«, wandte Magnus ein.

Für mich spielte das allerdings keine Rolle. Meine Welt lag zerbrochen wie eine heruntergefallene Weihnachtskugel zu meinen Füßen. Die Panik war so groß, dass sie einfach über mich hinwegspülte.

Das war es also, das war alles, was von meinem Leben übrig blieb? Ein paar gescheiterte Beziehungen, ein ungeliebter Job, während alle um

mich herum den Mann fürs Leben fanden oder nach Buenos Aires fliegen?

Von einem gestressten Pfleger ins Zimmer gerollt, bekam ich noch mit, wie Tropfen gegen das Fenster schlugen und ein Grollen hörbar wurde. Anscheinend war ein Gewitter losgebrochen. Dann wirkte das Beruhigungsmittel und ich schlief ein.

Die Mondoerfläche glich löchrigem Käse, roch aber nach Plastik. Als ich versuchte, die Fahnenstange in den Boden zu stoßen, zersplitterte das Holz. Ich warf die Fahne auf den Boden.

»Hier ist alles aus Plastik«, sagte ich. »Over.«

Ich blickte zum Raumschiff hinüber, das nur wenige Meter von mir entfernt stand.

»Habt ihr verstanden?«, fragte ich und schlug vorsichtig auf den Sender am Anzug, der meine Worte übertragen sollte. »Ich kriege die Fahne nicht in den Boden.«

Es kam keine Antwort.

Spielten die da drinnen Karten, oder was?

Ich versuchte es erneut.

»Hallo! Die Fahnenstange ist zersplittert. Hört ihr? Der Scheißmond ist aus Plastik. Alles Beschiss.«

In dem Augenblick fiel das Raumschiff um und ich sah, dass es aus Pappe war.

Dahinter lauerte dunkel und drohend und vollkommen lautlos das Weltall.



Unsere Regenschirme lagen zusammengeklappt auf einem Stuhl, ab und an fiel ein Wassertropfen auf den Boden. Plopp, plopp, ein sehr meditatives Geräusch.

Abgesehen von uns waren keine Gäste da. Die Bedienung, dünn, flachbrüstig, kurzhairig, wischte hinter dem Tresen Gläser sauber und langweilte sich.

Ich liebte es, im Himmelblau herumzulungern. Hier war es gemütlich. Die Einrichtung war kitschig und ein bisschen heruntergekommen. Oft wurde langsame elektronische Musik gespielt, die zum Träumen einlud, manchmal auch alte Schlager. An den goldenen Wänden hingen Schwarz-Weiß-Fotografien und schafften ein familiäres Flair. Ich saß am liebsten so wie heute auf der leicht zerschlissenen roten Samtcouch, die besten Ausblick auf die Vorgänge im Café bot.

»Gehst du denn nun hin morgen?«, fragte Nina.

Wir hatten über den unmittelbar bevorstehenden Geburtstag meiner Mutter gesprochen.

»Ich weiß nicht.« Abwehrend hob ich die Hände.

»Ich fand deine Mutter immer ganz nett«, behauptete Nina.

»Ja, klar«, antwortete ich, »du kennst sie bloß aus der Ferne, da liebt es sich leicht.«

Natürlich war meine Mutter nett. Das war nicht das Problem. Ich schob meine Kaffeetasse hin und her.

Ende der Siebzigerjahre sind unsere Eltern unter den ersten Bewohnern der Neubauten, die in der Allee der Kosmonauten in den Himmel wachsen. Nina, Franzi, der Hase und ich landen im selben Kindergarten, später in derselben Schule: Konstantin Eduardowitsch Ziolkowski.

»Der Vater der Raumfahrt«, behaupten die Lehrer.

Wir sind Sternenkinder.

Unsere Eltern freuen sich über die modernen Wohnungen. Groß, fließend warmes Wasser, Zentralheizung, die Wände weiß. Es gilt als ein Glück und ein Privileg, in der Allee der Kosmonauten zu leben.

Ich lehnte mich zurück, schloss für einen Moment die Augen und öffnete sie wieder.

»Ich weiß nicht, Nina. Bestimmt geht es ihr wieder schlecht. Und nachher fragt sie mich noch nach Magnus.«

»Hast du was von ihm gehört?«, wollte Nina wissen.

»Er hat mich besucht. Für mich eingekauft und so. Ich konnte ja nicht laufen.«

»Und jetzt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Es ist wirklich vorbei.«

Magnus musste jetzt schon über den Wolken schweben, auf dem Weg nach Argentinien.

»Ich wäre auch vorbeigekommen«, erklärte Nina.

Ich schluckte die Tränen herunter.

»Ich weiß. Danke. Ich wollte einfach allein sein. Und ich hatte alles, was ich brauchte. Wozu gibt es den Lieferservice? Außerdem hat mir Tatjana schon ihre Hilfe angeboten.«

Ich stützte meinen Kopf in die Hände.

»Warum ist es immer so?«, fragte ich. »Mit der Liebe, meine ich?«

Nina rührte in meinem Kaffee herum. Er musste längst kalt sein. Schließlich machte sie den Mund auf.

»Du suchst dir die Falschen aus«, erklärte sie und schwenkte ihren sorgfältig manikürten Zeigefinger vor meinem Gesicht.

Ich drückte meine Füße fest auf den Boden und entdeckte ein heruntergefallenes Zellstofftaschentuch. Ich schob es unter das Sofa.

»Bei dir läuft es ja auch nicht besser«, grummelte ich.

Nina seufzte. Sie hatte allein im letzten Jahr fünf Männer verschlissen, und das war nur die Handvoll, von denen ich wusste.

Die Bedienung warf uns einen neugierigen Blick zu und ließ das Glas sinken, das sie in der Hand hielt.

»Ich bin eigentlich ganz zufrieden«, erklärte Nina. Sie legte den Löffel neben die Tasse und schaute mich ernst an.

»Aber abgesehen davon«, sagte sie, »musst du auch mal das Positive sehen. Du hast eine Wohnung, Arbeit, Freunde, du könntest glücklich sein. Beziehungen sind doch nicht alles.«

Ich mochte es nicht, wenn mir jemand sagte: Du könntest, du solltest, du müsstest, und hörte Nina, die munter weiterredete, einfach nicht mehr zu.

Nina kam klar im Leben, es verlief geradlinig und schien keine Schlenker zu machen, sah man einmal von gelegentlichen Saufgelagen ab. Wir kannten uns seit dem Kindergarten und waren sogar im selben Krankenhaus zur Welt gekommen, sie ein halbes Jahr nach mir. Auch ihre Eltern hatten sich einst aus dem Prenzlauer Berg aufgemacht in die Allee der Kosmonauten. Ich bewunderte Nina, so lange ich denken konnte. Wo ich schwach war, war Nina stark, wo ich mich verlor, da fand Nina ihren Platz. Machte Nina den Führerschein, fiel ich erst einmal durch die Prüfung. Färbte ich mein Haar schwarz, färbte Nina das ihre blond. Wir waren unzertrennlich. Beste Freundinnen. In unserem Leben hatte es nur eine geringe Anzahl von Jahren gegeben, in denen wir uns selten gesehen hatten, und das hatte daran gelegen, dass ich mit meinen Eltern in die kleinere Wohnung gezogen war, in der meine Mutter jetzt allein lebte.

Ich trank einen Schluck lauwarmen Kaffee, stellte die Tasse ab und drückte meinen Rücken gegen die Sofalehne. Nina sprach noch immer.

»Mathilda?«, fragte sie.

Meine Augen fielen zu.

Freunde sind die Familie, die wir uns selbst aussuchen, lautete der Spruch auf meinem Kühlschrankmagneten.

Plopp, machten unsere Regenschirme, plopp. Ein Wasserkonzert.

Schlafen, dachte ich, vielleicht auch träumen.

Ich hatte die Angewohnheit, mich manchmal, wenn es unangenehm wurde, einfach wegzuträumen.

»Mathilda«, wiederholte Nina streng.

Ich riss die Augen auf. Neben uns stand die Kellnerin, in einem engen T-Shirt, einen Schriftzug quer über der Brust, und sah lächelnd auf mich herab.

»Ach, das Wetter«, sagte sie.

Das Wetter, die Wirtschaft, oje, es war alles ein großes Weh.

»Es regnet«, verkündete Nina.

Ich richtete mich auf, rieb mir die Stirn und blickte nach draußen. Ich sah erst Nina und dann die Kellnerin an.

»Ja«, sagte ich.

Jajaja und wer hätte das gedacht. Ich erinnerte mich auch genau, wann der Startschuss zu diesem Regenmarathon gefallen war. An einem Tag im Juni, der mir auf ewig in Erinnerung bleiben würde.

Das Mädchen stellte eine frische Cola light mit Eiswürfelchen und Zitronenscheibe vor Nina ab. Dann räumte sie mit einer energischen Handbewegung unser Geschirr ab. Sie musterte mich wie eine Salami an der Wursttheke. Nicht unfreundlich, aber irgendwie doch aufdringlich.

»Haste noch einen Wunsch?«, fragte sie.

»Nö, danke«, entgegnete ich und dachte an mein leeres Portemonnaie.

Das Mädchen drehte sich schwungvoll um und lief zurück zum Tre-
sen. Unsere Blicke folgten ihr. Sie war neu hier und bestimmt zehn Jahre
jünger als wir. Sie hatte einen hübschen Po.

»Ich werde nächstes Jahr dreißig«, sagte ich.

Nina drehte sich zu mir herum.

»Ich weiß. Und?«

»Ich habe früher immer geglaubt, dass ich mit dreißig längst verhei-
ratet bin.«

Nina wartete.

»Na, und jetzt so was. Hörst du denn keine Uhr ticken?«

Nina zuckte mit den Schultern. »Ich höre meine beste Freundin, die
wegen eines Kerls das Ende der Welt heraufbeschwört, Mathilda.«

Ich nahm einen Schluck von Ninas Cola. Sie hatte leicht reden. Sie ließ
sich ja nie so lange auf jemanden ein, dass er ihr wichtig werden konnte.
Für Nina war Liebe nur ein Spiel.

»Tut mit leid«, sagte Nina. »Ich kann nur kaum mitansehen, wie du
leidest. Erinnerst du dich an diesen, wie hieß der noch gleich? Dieser
Typ, den du beim Tanzen kennengelernt hast. Danach hast du zwei Jahre
keinen Mann mehr angeguckt und das hässliche Entlein gespielt.«

Ich stellte Ninas Glas wieder zurück. »Ich weiß. Das war schrecklich
damals.«

»Mathilda, du musst mir was versprechen. Du nimmst dir nachher
deinen Lippenstift und schreibst zu Hause auf den Spiegel: Ich bin wun-
derwunderschön. Hörst du? Und dann machst du alles kaputt, was du
noch von Magnus hast.«

»Er hat nichts dagelassen.«

Außer einem gebrochenen Herzen.

»Egal«, ereiferte sich Nina. »Dann machst du was anderes kaputt.
Schmeiß seine Lieblingstasse an die Wand!«

»Hm.«

»Und ich wette mit dir, in einem Jahr bist du längst mit einem anderen glücklich«, sagte Nina.

»Ich habe aber mal gehört, die Trauerphase dauert immer halb so lang wie die Beziehung.«

»Ach Quatsch«, wiegelte Nina meinen Einspruch ab. »Wetten, dass du deine Hochzeit noch kriegst?«

»Bis ich dreißig bin?« Ich starrte sie an.

»Klar.«

»Niemals«, sagte ich mit felsenfester Überzeugung.

»Na gut«, meinte Nina, »vielleicht nicht gleich eine Hochzeit.«

»Ich heirate doch nicht einfach so. Da muss man erst mal ein paar Jahre zusammen sein«, sagte ich empört.

»Ist ja gut«, besänftigte mich Nina, »ich hab's verstanden. Wollte dich ja nur aufbauen.«

Ich griff erneut nach ihrem Glas.

»Im Moment ist mir nach Verkriechen«, sagte ich deprimiert.

»Das tust du seit Wochen. Irgendwann ist auch gut.«

Sie hatte recht. Die letzten vierzehn Tage hatte ich krankgeschrieben im Bett verbracht. Mein Fuß funktionierte zwar endlich wieder, aber leider spielte meine Seele noch nicht mit. Mit Mühe und Not hatte ich mich ins Himmelblau geschleppt.

»Weißt du, ich glaube, ich packe dieses Gefühlskarussell nicht noch mal, Nina. Sich wieder auf jemanden einlassen, nur um dann erneut enttäuscht zu werden.«

In Ninas Augen trat ein trauriger Ausdruck.

»Das denkt man zuerst immer«, sagte sie, »und dann kommt dennoch die nächste Liebe.«

Das klang fast, als hätte sie selbst doch schon einmal richtigen Liebeskummer erlebt.

»Ich will das aber nicht mehr«, wehrte ich mich.

Nina ergriff meine Finger und drückte sie kräftig. »Musst du ja auch nicht. Nur versprich mir, dass du langsam wieder unter Leute gehst, ja?«

»Okay, okay.«

Sie ließ mich los.

»Und der Supermarkt? Wie läuft es da?«

Ich verdrehte die Augen. »Die werden angepisst sein, weil ich so lange krank war.«

»Warum machst du nicht endlich was anderes?«

Ich zuckte mit den Schultern.

Nina pustete sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Mann, du musst auch mal kämpfen. Lass dich nicht so gehen, Mathilda! Wetten, du sitzt in einem Jahr immer noch an der Kasse?«

Diese Aussicht war in der Tat erschreckend.

»Mir fällt schon was ein«, murmelte ich. »Übrigens warst du es, die mich damals überredet hat, Kassiererin zu werden.«

Nina stampfte mit dem Fuß auf. »Ist doch nicht zu glauben«, knurrte sie. »Wälz ruhig alles auf mich ab. Aber eins sage ich dir: Ich helfe dir nicht mehr. Das ist jetzt vorbei.«

»Wie meinst du das?« Ich bekam es mit der Angst zu tun.

»Deine Stellenanzeigen kannst du in Zukunft schön allein durchkämmen.«

Ich wusste natürlich, worauf sie anspielte. Nicht selten hatte Nina mich angerufen und mir diverse Jobangebote empfohlen, die sie irgendwo entdeckt hatte. Die richtigen waren nicht dabei gewesen.

»Das werde ich auch machen«, gab ich zurück. »Ihr werdet euch noch alle wundern.«

Allerdings zitterte ich beim bloßen Gedanken daran, etwas in meinem Leben ändern zu müssen.

Nina schwieg und wich meinem Blick aus.

Gereizt schnappte ich mir ihr Getränk und stürzte den Rest der Cola

hinunter. Die Zitronenscheibe spuckte ich zurück ins Glas. Es ärgerte mich, wie wenig Nina mir zutraute. Oder ärgerte ich mich eher darüber, wie wenig *ich* mir zutraute?

Eine Weile lauschten wir stumm der leisen Musik, die uns wie Nebelschwaden in die Ohren drang.

»Und wie läuft es überhaupt in der Werbeagentur?«, fragte ich und bemühte mich um einen versöhnlichen Ton.

»Gut«, antwortete Nina knapp. »Ich kriege jetzt noch mehr Gehalt. Bin einfach zum Chef hin und habe eine Erhöhung gefordert.«

»Und das hat geklappt?«

Ich empfand brennenden Neid. Ich konnte mir nicht mal ansatzweise vorstellen, die Stolzmann im Supermarkt um eine Gehaltserhöhung anzuhauen.

»Klar«, sagte Nina.

Natürlich. Sie bekam wieder alles hin, nur ich stand im Regen wie der letzte Volltrottel.

Sehnsüchtig dachte ich an den Zigarettenautomaten bei den Toiletten. Nina wusste noch nichts davon, dass ich wieder mit dem Rauchen angefangen hatte. Und heute wollte ich ihr diese Tatsache auch nicht auf die Nase binden. Sie selbst rauchte nur gelegentlich.

Nina schaute mich jetzt an. Ihre Pupillen blitzten dunkel. Sie räusperte sich.

»Mein Vater nimmt seit Monaten Tabletten«, sagte sie sehr leise, »Antidepressiva. Was weiß ich, wie die heißen.«

Ich erschrak. »Was?«

»Ja. Seit er pensioniert wurde, hängt er zu Hause herum und bläst Trübsal.« Nina blickte an mir vorbei zur Decke.

Ninas Vater war ein hochgewachsener, sympathischer Mann, der immer freundlich zu mir gewesen war. Ebenso wie Ninas Mutter, eine lebensfrohe, runde Person, stets mit einem Scherz auf den Lippen, wenn

ich ihr begegnete. Eine Bilderbuchfamilie – so waren mir die drei erschienen. Als Kind hatte ich mir manchmal vorgestellt, wie es wäre, in ihrer Familie aufzuwachsen statt in meiner eigenen.

»Hast du mir gar nicht erzählt. Ist ja schrecklich.«

War sie deswegen so streng mit mir?

Weil es ihr selbst nicht gut ging?

Nina griff nach ihrem leeren Glas und rollte es zwischen den Handflächen hin und her, sodass die Zitronenscheibe verrutschte. »Ich will eigentlich nicht drüber reden«, nuschelte sie.

Dabei hätte ich sowieso nicht gewusst, was ich weiter sagen wollte. Ich spürte, wie verzweifelt sie war, und dieses Gefühl sprang auf mich über. Und Verzweiflung machte mich immer stumm.

»Tut mir leid«, flüsterte ich.

Nina stellte das Glas ab und ließ ihren Blick ruhelos durch den Raum schweifen. Wir schwiegen. Plötzlich war ich wahnsinnig müde.

Ohne dass ich es wollte, fielen mir wieder die Augen zu. Der Regen oder mein Blut rauschte in meinen Ohren.

Vielleicht wurde ja alles gut und es ging für immer so weiter mit uns und unserer Freundschaft und dem Café und all dem. Und Ninas Vater würde gesund werden und ich einen neuen Mann kennenlernen und eine bessere Arbeit finden und es würde immer schöner und schöner werden.

Ninas Handy klingelte und ich schlug die Augen auf. Sie sah mich mit einem merkwürdigen Ausdruck an, den ich von ihr nicht kannte, schob ihr Glas beiseite, kramte das Telefon hervor, warf einen flüchtigen Blick auf das Display und sprang auf.

»Mittagspause ist vorbei, Mathilda, sorry, ick muss, wa. Zahlste für mich mit, bist 'n Schatz«, spulte sie hastig herunter.

Sie wühlte in ihrem Portemonnaie, drückte mir einen Schein in die Hand, dann schnappte sie sich ihren Regenschirm und gab mir rechts

und links einen Schmatz auf die Wange. Weg war sie. Ein schwacher Duft von sehr teurem Damenparfüm blieb an mir kleben.

Verloren saß ich noch eine Weile herum, holte mir dann am Automaten ein Päckchen Zigaretten, beglich die Rechnung und schlenderte langsam durch die Pfützen nach Hause. Ab und an warf ich einen Blick in die Schaufensterscheiben, an denen ich vorbeilief, doch alles Ausgestellte kam mir vor wie seelenloser Plunder. Wertlos.

Ein neues Geschäft hatte aufgemacht, dessen schräger Name mir ins Auge stach.

Laden für verlorene Dinge.

Die Auslage hob sich wohltuend von der der anderen Läden ab. Man sah nämlich nichts, absolut nichts. Nada. Wahrscheinlich waren die Eigentümer einfach noch nicht dazu gekommen, das Schaufenster zu gestalten.

Vor dem Laden stand ein älterer Mann mit einem sorgsam gepflegten Bart. Er trug eine Batikhose und ein leicht zerknittertes Jackett. Als ich an ihm vorbeikam, schenkte er mir ein freundliches Lächeln, das ich irritiert erwiderte. Normalerweise wurde man in dieser Stadt nicht einfach so angelächelt. Wahrscheinlich lebte er auf der Straße und erhoffte sich ein Almosen. Oder er stand auf junge Frauen.

Ich trottete weiter und vergaß ihn.

Ninas Vater kam mir wieder in den Sinn. Dann dachte ich an Magnus.

Als ich meine Straße erreicht hatte, klappte ich den Schirm trotz des heftigen Regens zusammen und ließ mich durchnässen, damit niemand meine plötzlich hervorbrechenden Tränen sah.

Meine Wohnung war sauber und aufgeräumt. Das Putzen hatte ich bereits gestern Abend erledigt. Meine Wäsche war gewaschen, meine Blusen waren gebügelt. Es gab nichts mehr zu tun und arbeiten musste ich heute noch nicht. Seltsamerweise war es gerade die Ordnung, die mich

jetzt in Panik versetzte, und ich brauchte eine Weile, um mich wieder zu beruhigen.

Ich bückte mich, streichelte die Katze, warf einen Blick in den fast leeren Kühlschrank, zuckte mit den Schultern und machte mir einen Kaffee. Mit dem dampfenden Getränk in der Hand und mit an der Haut klebender, feuchter Kleidung hockte ich mich auf den Balkon, um auf die Straße zu schauen. Menschen strömten vorbei.

Ich durchwühlte meine hübsche, aber unechte Krokodillederhandtasche nach den Grand Malheur. Ich wusste schon, warum ich diese Marke rauchte. Hätte es sie nicht gegeben, ich hätte sie erfunden.

Ich betrachtete die Fußgänger, die wie große Käfer aussahen, dann den grauen Balkonboden. Mein Blick glitt weiter, durch das Fensterglas sah ich ins Wohnzimmer wie durch ein Bullauge. Alles schien so vertraut. Ich wohnte seit einer Ewigkeit hier, seit tausend Jahren schon, so fühlte es sich an.

In Wahrheit waren es nur fünf.

Die Katze kam zu mir auf den Balkon, drückte ihren Kopf gegen mein klatschnasses Hosenbein und zuckte erschrocken zurück. Ich würde trockene Kleidung anziehen müssen.

Ich dachte an das neue Geschäft, das ich vorhin entdeckt hatte.

Laden für verlorene Dinge.

Ich war manchmal selbst so ein verlorenes Ding.

Was es wohl in dem Geschäft zu kaufen gab?

Auf meinen Armen hatte sich wegen der Kälte eine Gänsehaut gebildet. Ich trank einen Schluck Kaffee, stellte die Tasse ab, drückte die Zigarette aus, zündete eine frische an und schob mit den Füßen die Kaffeetasse hin und her, um die Katze zu beschäftigen. Das Geräusch lullte mich ein und ich vergaß, dass ich fror. Von Zeit zu Zeit scheuchte ich Zigarettenwölkchen fort. Die Katze sprang auf meinen Schoß. Ich vergrub meine Finger im Fell des Tieres. Schnurren.

Wie sollte es nur weitergehen mit meinem Leben?

Ich war ratlos.

Ob Nina ihre Drohung ernst gemeint hatte und mich tatsächlich bei meiner Jobsuche nicht mehr unterstützen würde? Ich musste den Supermarkt endlich hinter mir lassen.

Aber wie sollte ich das nur allein schaffen?

Ich wusste ja gar nicht, was ich eigentlich wollte.

Ich stand auf.

Die Katze sprang notgedrungen auf den Boden, fauchte und lief mit erhobenem Schwanz beleidigt weg. Ich drückte die halb erloschene Zigarette aus und folgte der auf einen Spaziergang im Hof erpichten Katze in die Wohnung, um mir trockenes Schuhwerk anzuziehen.



Der sintflutartige Regen hatte die Stadt in den letzten Tagen in ein Schwimmbecken verwandelt. Wer keinen Fuß vor die Tür setzen musste, unterließ es lieber. Dabei war es nicht kalt, denn die Sonne blitzte ab und an hinter der Wolkendecke hervor. Die Nässe jedoch kroch überallhin, in Schuhe, Kleidung und Herzen.

Prüfend sah ich nach oben. Graue Schleier verbargen den blauen Himmel, den es irgendwo geben musste. Ich hatte Glück. Gerade nieselte es nur leicht. Die Tropfen fielen auch auf meine Brille. Ich nahm sie rasch ab. Ohne die Gläser sah ich nur verschwommen. Das passte wunderbar zu meinem Lebensgefühl. Außerdem fühlte ich mich ohne Brille hübscher und trug sie nur, wenn es nicht anders ging. Ich verstaute die Brille im Etui und ließ den Schirm aufspringen.

Nach langem Überlegen hatte ich meine schwarze Lederjacke, einen schwarzen Rock, eine schicke schwarze Bluse, zwei Lippenstiftschichten und mein unechtes Krokodillederhandtäschchen ausgewählt, das an der Schulter baumelte. So gewappnet konnte ich dem Tag begegnen.

Während der S-Bahn-Fahrt hatte ich genügend Zeit, den Besuch bei meiner Mutter zu planen. Ich würde einfach nichts an mich heranlassen, mich wie eine erwachsene Frau verhalten. Es war ganz simpel. Ich musste kein schlechtes Gewissen haben, bloß weil es meiner Mutter nicht gut ging. Jeder war für sich selbst verantwortlich.

»Nur die Ruhe«, sagte ich mir und betete diese Worte wie ein Mantra vor mich hin.

Es war schließlich nur ein Geburtstag.

Ich sah aus dem Fenster. Gleise, Gebüsch. Die Häuser wurden langsam flacher, die Abstände zwischen ihnen größer, die Anzahl der Bäume nahm zu. Ein Hund jagte durch den Regen.

Ich stieg aus der S-Bahn und durchquerte die Unterführung. An der Bushaltestelle wischte ich die Tropfen von dem Glas, hinter dem der Fahrplan hing. Ich zog mein Handy aus der Tasche und überprüfte die Uhrzeit. Den Bus hatte ich gerade verpasst. Ich würde zu Fuß gehen müssen. Aber weil ich rechtzeitig aufgebrochen war, würde ich dennoch pünktlich sein.

Langsam setzte ich mich in Bewegung. Die Pfützen auf dem Weg zwangen mich zu einem kleinen Hindernislauf. Doch ich bemerkte sie kaum, so sehr war ich in Gedanken versunken.

Als ich hier wegziehe, bin ich ein Frischling an der Universität. Das Studium beginne ich hauptsächlich, weil mein Vater sich das so wünscht. Wie meine Geschwister soll ich es zu etwas bringen. Eigentlich wäre mir eine Ausbildung lieber. Auch Musikerin zu werden, kann ich mir vorstellen. Doch mein Vater ist sehr überzeugend.

Ich schreibe mich für Germanistik ein, bekomme gute Noten, bestehe die Zwischenprüfung, auch die in meinem zweiten Hauptfach. Das Leben und meine Zukunft sehen rosig aus. Bis mein Vater stirbt. Das verändert alles.

Es ist, als hätte ich den Motor verloren, der mich antreibt, ein Ziel im Leben zu erreichen.

Von nun an tropfen die Tage wie zähflüssiger Schleim vor sich hin, aus ihnen werden Wochen, dann Monate. Ich besuche nur noch selten eine Vorlesung und mache auch keine Scheine mehr, obwohl es vorher so gut gelaufen ist. Ich komme nicht aus dem Bett.

Dann löst sich zu allem Unglück nach einem Riesenkrach auch noch die Wohngemeinschaft auf, in der ich wohne. Beinahe über Nacht stehe ich auf der Straße und schwöre mir: nie wieder WG.

Ich ziehe zu meiner Mutter. Für einen Moment kommt ein Gefühl von Geborgenheit auf. Doch als ich in meinem alten Zimmer stehe, Kisten und zerlegte Möbel um mich herum, schlägt eine Panikwelle über mir zusammen.

Was habe ich hier bei meiner Mutter zu suchen?

Trotzdem bleibe ich. Ich tröste sie, erledige den Abwasch und kaufe ein. Eine Weile läuft das sogar ganz gut. Erst zaghaft, dann immer stärker, drängen sich aber Feindseligkeiten zwischen uns. Meine Mutter scheint zu spüren, dass ich am liebsten ausbrechen will. Sie klammert sich umso heftiger an mich und trinkt jeden Abend viele Gläser Wein.

Meine Freunde raten mir auszuziehen. Ich weigere mich. Ich will meine Mutter nicht alleinlassen.

»Und ich kann eine eigene Wohnung nicht bezahlen, versteht doch mal«, rechtfertige ich mich. »Ich bin Studentin.«

»Du musst arbeiten gehen«, sagt ausgerechnet Franzi, die nicht weiß, was eine Lohnsteuerkarte ist und woher das Essen auf ihrem Tisch kommt.

»Und was? Und überhaupt, was wird dann aus meinem Studium?«

»Das kannst du doch später beenden«, schlägt der Hase vor.

»Geh an 'ne Kasse«, fleht Nina, »die nehmen jeden, ehrlich, Mathilda, du gehst sonst zugrunde.«

Ich bin beleidigt. Doch zugrunde gehen will ich nicht.

Also lese ich Wohnungsinserate und Stellenanzeigen. In einem großen Baumarkt finde ich durch einen glücklichen Zufall Arbeit als Kassiererin.

Die Wohnung, auf die ich nach langem Suchen stoße, ist klein, billig und ein ganzes Stück von meiner Mutter entfernt.

Meine Mutter ist traurig, als ich ausziehe. Ich winke mit vorgetäuschter

Leichtigkeit und Nina fährt das Auto mit meiner Handvoll Möbel. Als wir um die Ecke biegen und meine Mutter aus dem Blickfeld entschwunden ist, verkrampft sich mein Herz.

Nach einem endlosen Fußmarsch kam ich vor dem Haus, in dem meine Mutter wohnte, an. Mein Fuß tat weh. Wahrscheinlich hätte ich lieber auf den nächsten Bus warten sollen. Der Arzt hatte mir empfohlen, mich zu schonen und es nicht zu übertreiben.

»Hallo«, sprach ich vorsichtig in die Gegensprechanlage.

Stille. Dann ertönte ein Summen.

Ich stieß die Tür auf, stieg keuchend die Stufen hoch und schwor mir, bei passender Gelegenheit das Rauchen aufzugeben.

Als Erstes erspähte ich die violetten Schlappen, in denen die Füße meiner Mutter steckten. Sie erwartete mich in der geöffneten Wohnungstür.

Ich klappte meinen Regenschirm zusammen und umarmte meine Mutter kurz und fest, als würde ich ein Programm abspulen. Dann zog ich ein eingewickelttes Geschenk aus meinem Täschchen und drückte es ihr in die Hände. So weit lief alles gut.

»Das ist doch nicht nötig.« Meine Mutter senkte bescheiden den Kopf, drehte sich um und ging ins Wohnzimmer.

Ich hängte die Lederjacke an den Garderobenhaken, zog die matschverkrusteten Schuhe aus, stopfte den tropfenden Schirm in die Tasche und stolzierte dann auf Strümpfen meiner Mutter hinterher.

Es war so, als befände ich mich in einer Zeitkapsel. Im Wohnzimmer hatte sich seit Jahren nichts verändert. Nur das silberne Kreuz an der Wand war neu. Im Hintergrund lief leise der Fernseher. Das Geschenkpäckchen legte meine Mutter in die Schrankwand.

Schweigend ließ ich mich auf der Couch nieder. Ein Napfkuchen wartete auf dem schneeweiß gedeckten Tisch, daneben eine Zuckerdose,

Schlagsahne in der Sprühflasche, Geschirr und Besteck. Ich bemühte mich um Gelassenheit, empfand aber große Unruhe und zündete mir rasch eine Zigarette an.

»Hast du einen Aschenbecher da?«

Meine Mutter spitzte den Mund. Dann schenkte sie uns Kaffee ein und wedelte mit der Hand den Rauch fort.

Erneut fragte ich nach einem Aschenbecher.

Seufzend verschwand meine Mutter in die Küche und kehrte gleich darauf mit dem marmornen Ding zurück, in das schon mein Vater immer geascht hatte.

»Ihr seid euch so ähnlich«, sagte sie und es klang nicht nach einem Kompliment. »Seit wann rauchst du denn wieder?«

Ich blickte zu Boden und zuckte mit den Schultern. »Hat sich eben so ergeben«, antwortete ich leise. »Wahrscheinlich höre ich bald wieder auf.«

Solange ich denken konnte, hatte sich meine Mutter Sorgen gemacht. Sie hatte mir immer von allen möglichen Krankheiten erzählt, die ich mir dann auch jeweils prompt einbildete zu haben.

Einmal behauptete sie, wenn man sich einen Pickel oberhalb des Mundes aufkratzt, könnte man eine Blutvergiftung bekommen und sterben. Natürlich glaubte ich ihr. Man starb aber nicht, wie sich herausstellte.

Meine Mutter trank einen Schluck Kaffee. Sie trank wie ein Vögelchen, ihre Lippen zum Schnabel geformt, trank winzige Schlucke. Aus dem Fernsehgerät erklang leise Schlagermusik. In der Nachbarwohnung bohrte jemand ein Loch in die Wand. Irgendwo weinte ein Kind.

»Was rauchst du da eigentlich? Ich hoffe, da ist nicht irgendetwas – du weißt schon, was – drin?«, erkundigte sich meine Mutter ängstlich. Sie strich sich durch die Haare und seufzte erneut auf: »Ganz normale Zigaretten, ja?«

»Ja«, sagte ich, »der Duft kommt vom Menthol.«

Ich musterte sie, sah die Runzeln im Gesicht, auf den Armen und Händen, auf den Wangen ein Dutzend geplatzter Äderchen.

So werde ich auch aussehen, wenn ich nicht aufpasse, schoss es mir durch den Kopf, und gleichzeitig: Meine Mutter darf nicht auch noch sterben.

Nervös klopfte ich mit dem Silberlöffel gegen meine Untertasse. Meine Mutter hatte das gute Geschirr herausgesucht. Wie immer an Geburtstagen. An den anderen Tagen staubte es im Schrank vor sich hin. Man konnte eben nicht immer alles haben und das Leben war kein Poryhof.

»Deine Geschwister kommen gleich«, prophezeite meine Mutter.

Diese Nachricht löste bei mir ein Nicken aus, doch weiter wusste ich nichts zu sagen. Ihre Bemerkung fiel wie ein winziger Kieselstein in den Teich der Wortlosigkeit zwischen uns und zog ein paar Kreise auf der spiegelglatten Oberfläche. Aus purer Verzweiflung piff ich ein paar Takte und übertönte die Schlagermusik mit einem Song von PJ Harvey.

Mein Verhältnis zu Benjamin und Teresa war nicht sehr eng. Wir trafen uns selten. Unsere Lebensentwürfe sahen verschieden aus, vielleicht lag es daran. Meine Schwester Teresa hatte noch vor der Geburt ihrer Tochter geheiratet, und zwar einen Mann, mit dem ich, wenn es hochkam, in meinem Leben zwei Sätze gewechselt hatte. Mittlerweile waren sie geschieden. Die Ehe meines Bruders schien glücklicher zu verlaufen. Seine Frau Sabine, die als Ärztin arbeitete und immer übermüdet wirkte, hatte vor wenigen Jahren einen Jungen bekommen, der genauso aussah wie Benjamin früher. Der gleiche strohblonde Schopf, das gleiche Lächeln. Weil mich Benjamin und Sabine nicht zu sich einluden, besuchte ich sie auch nie. Vielleicht warteten sie bloß, dass ich Interesse signalisierte. Teresa aber wartete mit Sicherheit auf nichts dergleichen. Sie konnte nichts mit mir anfangen, dessen war ich mir sicher.

»Und dein Geburtstag war schön? Ich habe ja versucht, dich anzurufen, Mathilda.«

»Ich war unterwegs«, murmelte ich undeutlich. »Hab ich dir doch schon neulich am Telefon erzählt.«

Niemand aus meiner Familie wusste, dass ich den Geburtstag in einem Krankenhausbett verbracht hatte. Vor allem meine Mutter wollte ich nicht beunruhigen.

»Ach so, ja. Und wie läuft es mit deinem Freund?«, erkundigte sich meine Mutter.

Ich zuckte zusammen.

»Wie hieß er noch? Malte?«

»Magnus.« Ich flüchtete mich in einen Hustenanfall.

»Alles gut zwischen euch?«, fragte meine Mutter.

Ich griff nach der Kaffeetasse und würgte ein paar Tropfen hinunter. Ich fühlte mich wie im Scheinwerferlicht auf einer Bühne, während meine Mutter weitere Fragen über mir ausschüttete.

»Wann kann ich ihn denn mal kennenlernen? Wovon lebt er überhaupt? War er nicht Künstler oder irgend so etwas Brotloses? Was hast du denn? Ist was vorgefallen?«

In meiner Panik hätte ich beinahe die Tasse fallen gelassen. Ich brummte irgendetwas, um meine Mutter ruhigzustellen. Aber sie dachte nicht daran, sich so einfach zufriedenzugeben.

»Habt ihr euch getrennt?« Ihr Blick war plötzlich scharf, hellwach und äußerst besorgt.

Der Regen war stärker geworden. Schwere Tropfen schlugen gegen die Fensterscheibe. Meine Mutter warf einen Blick nach draußen.

»Und bei dem Wetter willst du verreisen, na danke«, meinte sie.

Ich rang noch immer nach Luft.

»Brauchst du ein Taschentuch?«, fragte meine Mutter und streckte mir bereits eins entgegen.

Ich nahm es und putzte mir die Nase.

»Fährst du mit Nina weg?«

Ich nickte. Sie wusste, dass wir jeden Sommer gemeinsam in den Urlaub fahren.

»Wie geht es ihr denn?«

»Wie soll es ihr schon gehen«, erwiderte ich. »Ganz in Ordnung.«

Ich war froh, dass meine Mutter nicht mehr von Magnus anfangt.

»Ich habe neulich ihre Eltern in der Kaufhalle gesehen«, erinnerte sich meine Mutter nachdenklich.

»Du meinst Supermarkt«, warf ich ein.

»Jedenfalls«, sagte meine Mutter, »die sind ganz schön alt geworden, da war ich doch etwas erschrocken.«

Ich biss mir auf die Zunge. Fast hätte ich ihr erzählt, was ich von Nina über ihren Vater erfahren hatte.

»Komisch, dass die auch hierhergezogen sind«, sagte ich stattdessen.

»Ja, seltsam«, stimmte meine Mutter zu.

Sie lächelte mich an und ich erwiderte das Lächeln.

»Dein Vater und ich hatten damals die Nase voll, überall nur Beton, und der Lärm, ach je, dein Vater hatte sich ja mit allen Nachbarn zerstritten. Wir wollten nur noch weg da, wollten weg von all dem Grau. Dann passierte die Geschichte mit der Toilette.«

Meine Mutter schwieg kurz.

»Und außerdem war es auch eine Altersfrage, irgendwann will man ins Grüne, das wird bei dir auch noch so kommen«, orakelte sie.

»Franzis Vater«, warf ich ein, »der ist geblieben, soweit ich weiß.«

Meine Mutter wechselte das Thema.

»Dieses Regenwetter«, sagte sie, »ich geh ja gar nicht mehr raus, Matilda.«

»Regen ist doch schön«, widersprach ich.

»Meinst du wirklich?«

Ich nickte ihr aufmunternd zu: »Ja, klar.«

Doch meine Mutter war schon wieder ganz woanders.

»In letzter Zeit habe ich immer so komische Schmerzen im Rücken.«

Ich erschrak. »Warst du beim Arzt damit?«

»Ich habe nächste Woche einen Termin.« Der Blick meiner Mutter verlor sich. »Bei deinem Vater ging es ja auch ganz schnell.«

An einem strahlenden Frühlingstag fahre ich mit einem Taxi in ein furchtbar farbenfroh gestrichenes Hospiz. Vor einem der Zimmer brennt eine Kerze, es riecht seltsam. Leise Schritte auf dem Korridor, ein Mann in Weiß, der meiner Mutter, die mit geschlossenen Augen zusammengesunken auf einem Stuhl hockt, ein Beruhigungsmittel gibt. Meine Geschwister drücken sich sprachlos in eine Ecke, für den Tod gibt es keine Worte. Oma hat man Bescheid gegeben, sie wird in einer Stunde hier sein. Die Augen meiner Schwester sind leer, ihre Wimperntusche verwischt, mein Bruder weint. Teresas fröhliches Kugelbäuchlein bildet einen seltsamen Kontrast zu dem wächsernen Körper auf dem Bett. Irgendwo auf dem Flur steht ein Getränkeautomat mit eisgekühlter Cola, die niemand von uns trinkt, auch den Apfelsaft nicht.

»Du wirst ganz alt werden, Mama, sicher.« Eine uralte Angst umklammerte mein Herz.

Traurig lächelte mich meine Mutter an. »Man wird sehen. Aber du sollst alles haben, wenn ich mal nicht mehr bin, viel ist da nicht auf dem Konto, aber ein paar Tausend bestimmt. Du brauchst es sicher am nötigsten, oder?«

»Mama, lass doch.«

Ich wollte ihr Geld nicht. Ich wollte solche Gespräche nicht. Ich wollte mir die Ohren abschneiden wie Vincent von Gogh.

Meine Mutter drückte ihre Finger gegeneinander wie zum Gebet.

Ich hatte sie manchmal beten sehen als Kind. Heimlich. Mein Vater hatte für Religion nichts übriggehabt und ihr das Beten schlichtweg untersagt.

Ob meine Mutter jetzt in die Kirche ging?

Eine Träne lief ihre Wange herunter und grub sich einen neuen Weg in ihrem weichen Gesicht, das noch immer attraktiv wirkte.

Ich drückte die Zigarette aus und verschränkte die Arme vor der Brust. Gleich würde mein Herz stehen bleiben vor Erschöpfung.

Drrrrriing.

Das Klingeln brachte die Erlösung. Meine Mutter schnappte sich ein paar Taschentücher aus der Box auf der Kommode, mit denen sie sich über das Gesicht fuhr, und lief eilig zur Tür.

»Oma, Oma«, rief eine Kinderstimme.

Ich holte tief Luft. Ein zweijähriger Junge rannte strahlend ins Wohnzimmer, hielt inne, als er mich sah, und schaute mich unsicher an.

»Hi, Mika!« Ich knetete meine Hände.

Benjamins dicker, alter Hund trottete herein, lief an dem Kind vorbei, schnüffelte kurz am Teppich und legte sich dann ohne Umschweife unter den Tisch. Mika stand noch immer wie versteinert da. Er sah total niedlich aus. Ich hob die Hand zum Gruß.

»Hi«, wiederholte ich und versuchte, so einladend wie möglich zu klingen.

Drrrrriing.

Die Klingel schrillte erneut. Das musste meine Schwester sein. Ich lauschte dem Stimmengemurmel im Flur.

Ein siebenjähriges Mädchen, Nadja, lugte um die Ecke und machte dann ein paar schüchterne Schritte in meine Richtung.

»Na«, sagte ich zu den Kindern.

Sie schwiegen und lächelten verlegen.

Im Flur sah ich Benjamin. Sabine konnte ich nicht entdecken. Viel-

leicht musste sie arbeiten. Oder sie verspürte keine Lust auf Familiengeburtstage. Dafür erspähte ich Teresas ordentliche Frisur.

Meine Schwester hatte einen Strauß mitgebracht, sie kaufte immer die schönsten Sträuße. Gerbera, Ranunkeln, Rosen. Sie wusste, welche Blumen meine Mutter am liebsten mochte.

Meine Mutter lief in die Küche, um die Blumenstängel zu kürzen und eine Vase zu suchen. Teresa kam herein und sah aus dem Fenster, als wäre ihr die Aussicht hier völlig neu. Benjamin folgte ihr, im Anzug.

»Hi, großer Bruder.«

Ich sprang auf, er drückte mich und ich roch sein Aftershave.

»Hallo. Alles Gute nachträglich, Kleine. Hab's leider ganz verschwitz, dir zu gratulieren.«

Suchend sah er sich um und legte das Geschenk in seiner Hand in die Schrankwand zu meinem Päckchen.

Meine Mutter würde diese Päckchen erst öffnen, wenn wir alle verschwunden waren, und sie uns dann nach und nach zurückgeben. Nur die Blumensträuße gab sie nie zurück. Über die freute sie sich wirklich.

»Da sind wir also«, sagte Benjamin.

Ich lächelte ihn an und ließ mich zurück ins Polster sinken.

Die Kinder rührten sich endlich. Mika krabbelte neben mich auf das Sofa und drückte mir feuchte Kinderküsse auf die Wange. Nadja gab mir die Hand. Sehr ernsthaft.

»Wie geht es dir?«, fragte ich.

Ich wollte es wirklich wissen. Wie ging es einem siebenjährigen Mädchen? Glaubte es an Elfen und Drachen?

»Gut«, antwortete Nadja schüchtern.

Ich warf einen Blick auf den Nacken meiner Schwester. »Teresa«, sagte ich, »hallo.«

Langsam drehte Teresa sich um.

»Hallo, Mathilda.« Ihre Stimme dunkel, tief.